



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 19.

Wiesbaden, den 7. Februar 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Also spricht der Krieg!“ Gedanken eines Verwundeten, von Wilhelm Meißner. — „Der Frommler“, Erzählung von Fritz Müller. — „Das Denkschmuck unserer Dichter“, von Otto Doderer. — „Die Engländerin“, Erzählung von Hanna Bussenius. — „Eine große, heimliche Freude“. — „Der Krieg und die Schule“. — „Der Abschiedstrunk“, Erzählung von H. G. Häbler. — „Waldbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Luftige Ecke“.

Zum Geleite:

Heldentod ist Opfertod. Stellvertretende Liebe vollzieht auf dem Schlachtfeld das Blutwunder von Golgatha für Haus und Herd, Heimat und Vaterland. Weil unsere Helden im Feindesland für uns bluten, können wir daheim und sicher fühlen. Unermesslich wächst damit unsere Pflicht, alles in den Dienst des Volkes und seines Heldentums zu stellen — alles!

Michael Georg Conrad.

Also spricht der Krieg!

Gedanken eines Verwundeten von Wilhelm Meißner.

Es vergeht kein Tag im Kriege, an dem wir unsere Anschauungen nicht in irgendeiner Richtung nachzuprüfen oder zu festigen gezwungen werden, falls wir es wirklich ernst nehmen mit der Zeit und mit uns. Dinge, die wir für selbstverständlich zu halten und deren inneren Wert wir fast zu übersehen uns gewöhnt hatten, werden plötzlich wieder wichtig und bedeutsam. Der Begriff des Heldentums bekommt einen ganz neuen Inhalt, die Landschaft nimmt einen feindlichen oder freundlichen Charakter. Selbst ein Spaziergang durch das gelbe Bruchland des Grunewalds ist von neuem beschwert mit Urwaldgedanken von Sicherheit und Unsicherheit. Wie wenig hast du den Frieden verstanden, spricht der Krieg, nun will ich dir eine neue Sehnsucht geben zu deiner vom Frieden beschützten Arbeit, zu deiner vom Frieden geheiligten Muße.

Die unbeschränkte Begeisterung der Jugend ist bald verbraucht im ersten Ansturm. Sie ist es nicht, auf die Ihr eure Kraft und euren Sieg setzen sollt. Ich sah auch Männer von Euch in den Krieg ziehen, die ihre Eisenbahnwagen mit Scherzworten beschrieben. Aber sie sind inzwischen ernst geworden und reifer für Kampf und Tod. Jeder von Ihnen, der hinausging mit dem Gefühl, daß er gefeit sei gegen die Strapazen und Aufregungen des Krieges, der sich einen fertigen Kriegsmann wähnte, hat draußen erst völlig umlernen müssen. Zuerst nagen die tausend Kleinigkeiten, in denen sich die Möglichkeit des Todes ankündigt, an seiner Seele. Da werden Erkennungszeichen ausgeteilt. Ein Kursus über erste Hilfe und Wundpflege am eigenen Leibe, das Päckchen Verbandzeug, das er sich in seinem Rock einnähen muß, das Verlesen der Kriegsartikel, Patronenausgabe, das Schärfen der Seitengewehre, die Ausstattung der Sanitätskolonne, die eiserne

Ration; alles das mahnt immer von neuem an die Bereitschaft. Und es ist nicht einer, der es empfängt oder für den es geschieht, es sind zweihundertfünfzig in der Kompanie, tausend im Bataillon. Er selbst aber nur eine Eins unter Hunderttausenden. Einer, auf den niemand Rücksicht nehmen kann und nicht auf seine besonderen Stimmungen und Erlebnisse. Nur eine einzige wunderbare unfassbare Einigkeit erfüllt sie alle. Das Beste daran aber ist wieder die Bereitschaft, mit seiner eigenen Person abzurechnen um des Ganzen willen. Nur eine Ordnung, eine große heilige scheint sie, ist für alle, gleich welchen Standes, am Werk, arbeitet wie eine Maschine, die Menschen braucht und verbraucht.

Die ersten Marschtage: Die Erinnerung an die schärfsten Manöverstage gibt nur einen blassen Schimmer von dem, was hier dem Körper abgetroht werden muß, weil der General zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort die Tuppe braucht. Und welche Scham, wenn beim Rückmarsche, bei der ersten Loslösung vom Feinde mehr noch spielend erreicht wird, als vorher beim Anmarsch unmöglich schien. Für alle Fälle ist solch eine Truppe gewappnet, die hat erfahren müssen, daß es geht, über alles Menschengedenken hinaus. Laßt Euch das zur Warnung werden, Ihr alle, die Ihr hinauszieht nach diesen.

Ein deutscher Cornister ist ein Kunstwerk der Pakunst, und so will er getragen sein. Da darf kein Kubikzentimeter Raum bleiben und der richtige Gang unter ihm ist nicht leichter als ein Riesenschwung am Red. Die Technik des Gehens im Gliede ist die Kunst, mit dem geringsten Aufwand an Muskel- und Sehnenkraft die größtmögliche Leistung zu erzielen. Wie ist da jedes noch so geringe Schlenkern oder Ziehen der Beine von Uebel, jedes noch

so wenig über das notwendige Heben der Knie. Selbst-
erkenntnis des eigenen Körpers, genaues, spielendes Aus-
messen der Kräfte, habt Ihr je so herrliche, schöne Dinge an
Euren eigenen Leibe erlebt? spricht der Krieg.

Das Regiment greift an! Durch dreitausend Seelen
zuckt es, du bist auch dabei. Dreitausend Menschen müssen
sich selbst bezwingen, aus freiem Willen in einen Kugel-
regen hineinzugehen, in ein Handgemenge. Welch herrliche
Ordnung über allem Einzeldasein, wenn sich der Oberst auf
alle verlassen kann. Welch eine gründliche Reinigung der
Seele für jeden einzelnen. Alle Schlacken werden fort-
gespült. Und kommt der Verführer: „Bist du es nicht, so
ist es ein anderer; das Vaterland hat ja Helden genug.“
Jaget Ihr ihn nicht alle mit Geißelhieben davon, wahrlich,
Ihr hättet den Sinn der Schlacht nicht begriffen. So dacht
am Sterben, benützt die Gelegenheit, die seltene, die viel-
leicht nie wieder kommt, Christus um eine Stufe näher zu
kommen. Ihm, der da sagt: „Dein Wille geschehe“, und:
„Herr, vergib ihnen . . .“

Es gibt einen Mut, der, von der Gesamtstimmung ge-
tragen, durch Berichte von Heldentaten gehoben werden
kann. Er kann ausschlaggebend sein im ersten Ansturm
und den von Natur feigen mit fortreißen in die vorderste
Schlachtlinie. Es ist der Ansturm der gerechten Sache
selbst, als deren bewaffneter Arm eine ganze Nation sich
erhebt aus dem Dornröschenschlaf des Friedens. Ein Heer
aber, in dem ewigen Wechsel des Krieges, braucht noch eine
andere Kraft. Die Kraft der Besonnenheit, Ruhe und
Selbstbesinnung. Dem Posten bei Nacht am Ufer eines
Flusses, der das Wälzen und Schlagen einer Herde in der
Koppel drüben für einen feindlichen Anmarsch halten kann,
dem das Fließen des Wassers durch Wehre und über Hin-
dernisse wie das Uebersehen der feindlichen Vorhut klingt,
genügt nicht der Mut zum Ansturm im ganzen. Er muß
seine Augen und Ohren von neuem mit jägerischer Vor-
sicht tief in die Natur hineinlauschen lassen, auch in die
Natur des Menschen, des jagenden, der seine Jagdbeute ist
oder seine Wachsamkeit fordert. Ohne Uebereilung, ohne
auch nur den letzten Schimmer von Angst, die sich sehr tief
in der Seele verkriechen kann. Darüber hilft ihm keine
Nation hinweg. Er selbst ist die Nation in diesem Augen-
blick. Laßt Euch nicht in die Irre führen oder betäuben
von dem, was auf den Gassen der Großstädte den Sieges-
jubel macht, und die frühe Verzagtheit, das Schreien und
Ueberschätzen der eigenen Kraft, das Herabsetzen des
Feindes, spricht der Krieg.

Deutsche Wehrkraft, deutsche Ordnung, daß sie in den
Geist jedes einzelnen eingeht, ist ihr Sinn. Die Gewiß-
heit, sie werden uns bis auf den letzten Mann auf unserem
Posten finden, dieses selbstverständliche Antreten jedes
gerade gewachsenen Infanteristen, Reiters und Artilleristen,
jedes Deutschen, der es ist oder noch werden kann, und das
ist unsere wahre Stärke. Und jenes ruhige Abwarten-
lernen, jenes stille Wiederhinausgehen von Tausenden und
Abertausenden. Die Fähigkeit des Willens, die Ausdauer,
das Aufmerken und die Ruhe in der Gefahr.

Auch ich habe gelernt von den Zeiten, in denen der
Geist in die große Ordnung der Staaten hineingewachsen
ist, spricht der Krieg. Euch liebe ich, die Ihr sie am besten
versteht, die Ihr sie am tiefsten in Euer Blut habt ein-
fließen lassen, die Ordnung, die über Euch ist. Die Gott
selbst ist, dem sich nur innere Freiheit würdig beugt. Welch
ein wunderbarer Tritt, der Tritt der Marschkolonnen, in
denen die Ordnung des Vorwärtsdringens ist, die Ahnung,
daß jeder an seiner Stelle und ein Millionstel der Entschlei-
dung in der Hand hat und doch nicht versagen darf.

Die Ihr Euren Kant vor mehr als hundert Jahren
hattet der mit Begeisterung genau sein konnte, dem Gott
nicht geringer wurde durch menschliche Verstandeschärfe,
lernt ihn alle begreifen. Auch die Mathematik der Schlach-
ten, auch die Klarheit des Wissens, die unerbittliche Kraft
des Denkens sind göttliche Eigenschaften. Und man kann
sie nicht höher preisen als dadurch, daß man die Wirklich-
keit bis in alle ihre Konsequenzen erkennt. Das sei Eure
Bibel, daß Ihr Euch auf Euch selbst besinnt und nicht ver-
schwommen oder im Taumel lebt, wo noch mit klarer Be-

rechnung der Arm des Menschen hinreicht. Nur dem
Starken hilft Gott. Stark sein heißt, wenig reden und
viel handeln, allein sein können mit sich selbst und dem
Ganzen einen ganzen Mann geben. Ehe Ihr in Kompag-
nien, Bataillonen und Regimentern hinauszieht, wappnet
Euch jeder mit dieser Stärke des Einzelnen, mit seiner Auf-
richtigkeit und seiner Einsamkeit. Begeisterung ist um so
höher einzuschätzen, je später sie einsetzt. Für das Gefühl
sollt Ihr Euch die letzten Dinge aufsparen. Die Schützen-
gräben im Felde, das sind die Werke des Verstandes, und
erst wenn alle Technik ihre Arbeit geleistet hat, kommt der
einzig wirksame Sturmangriff, die Arbeit des kämpfenden
Gemütes. Schaut also, die Ihr draußen seid, nicht rück-
wärts, sondern in Euch und wappnet Euch mit der Wahr-
heit des Kampfes und der Kraft, die sich selbst richtig ein-
schätzt. Dann werdet Ihr die Begeisterung mit nach Hause
bringen, die Ihr Euch errungen. Anstatt sie mit hinaus-
zunehmen, um sie etwa auf halbem Wege zu verlieren.

So spricht der Krieg von heute, der ein starker, aber
gerechter Herrscher ist.



Der Trommler.

Erzählung von Fritz Müller.

Neben mir, so hat mir ein Verwundeter erzählt, lag im
Lazarett ein Trommler. „Wo hat es dich erwischt, Ka-
merad?“ frage ich ihn.

Die Augen in seinem falkweißen Gesicht schauen mich
erst eine Weile an, bevor er merkwürdig tonlos antwortet:
„Wo es mich erwischt hat? An der Trommel, Kamerad
— kaput ist sie, durchlöchert und zerseht.“

„Unterm Hals ein bißchen, glaube ich. Wird bald
vorüber sein, denke ich. Dann kann ich wieder raus. Wieder
trommeln, Kamerad, trommeln.“

„Was sagt der Doktor?“

„Was Lateinisches, hab's nicht verstehen können.“

Immer tonloser ist die Stimme geworden, immer
glänzender die Augen. Ich will eben Antwort geben, da
sehe ich an der Tür den Doktor im Keinenittel. Er zieht
die Augenbrauen hoch, sieht zu mir her und legt heftig den
Finger auf den Mund.

Ich begreife. Mein Nebenmann soll nicht sprechen.
Ich bezwinde mich also und summe irgend eine Melodie
vor mich hin, die mir gerade einfällt.

„Was summst du da?“

„Ich summe lieber, anstatt daß ich rede. Die Zeit
vergeht besser so.“

Der Andere schweigt und starrt ins Leere. Seine
Hände liegen auf der Decke.

Wie ich nach einer Weile wieder hinüber schiele, sehe
ich seine Augen halb geschlossen. Die Hände auf der Decke
machen ein paar unwillkürliche Bewegungen. Wenn's eine
Frau gewesen wäre, hätte ich gesagt, sie strickt im Halbschlaf.
Bei ihm war es trommeln.

Jetzt ist er ganz eingeschlafen. Ruhig sehe ich seine
Atemzüge gehen. Nur alle fünf oder sechs Züge rasselt es
ein wenig, als gelte es ein Hindernis zu nehmen.

Jetzt kommt der Doktor zu mir. Er untersucht mich.
Er ist mit mir zufrieden. Bevor er fortgeht, mache ich eine
fragende Bewegung zu meinem Nachbar hinüber.

„Zwei Kugenschüsse,“ sagt der Doktor leise.

„Gefährlich?“ frage ich ebenso.

Er zuckt langsam mit den Achseln, will etwas sagen,
setzt ab, schweigt, geht weiter. Auf einmal kehrt er wieder
um und neigt sich zu mir herunter:

„Sie müssen ihn trösten, Hoffnung machen, verstehen
Sie.“

Am andern Tag saß der Doktor drüben an seinem Bett.
Neben ihm stand die Schwester. „Haben Sie einen
Wunsch?“

„Ich möchte wissen, ob meine Trommel wieder in Ordnung gemacht werden kann.“

„Selbstverständlich.“

„Und wann, Herr Doktor, kann ich wieder — wieder —?“ Seine Finger trommeln auf der Decke.

„Bald.“

„Nächste Woche, Herr Doktor?“

„Hm, woll'n mal sehen.“

„Oder übermorgen schon, Herr Doktor?“

„Vielleicht,“ sagt der Doktor fest und geht zu einem andern Bett.

Am Abend dieses Tages war meines Nachbarn Geist munterer als je.

„Ich fühle mich viel besser,“ flüsterte er herüber.

„Das ist recht, Kamerad.“

„Wenn sie mich nur mal loschnallen täten, man kann sich ja nicht rühren.“

„Besser ist besser, Kamerad.“

„Na, bis morgen halt ich's schon noch aus.“ Wieder trommeln seine Finger.

Und am nächsten Morgen kann er nur mehr hauchen. Nun muß er's aber selber merken,“ denke ich.

„Die verdammte Erkältung,“ flüsterte er. Aber da kommt der Doktor schon.

„Herr Doktor, Sie sagten gestern, übermorgen könnte ich wieder — Sie wissen schon. Aber vielleicht geht's heute schon. Ich fühle mich leicht, ganz leicht, Herr Doktor.“

Ich hörte nachher, daß dies Leichtfühlen bei den Lungenerschüssen das Zeichen für das Ende wäre.

„Nein,“ sagte der Doktor heiter, „heute noch nicht.“

„Aber morgen sicher, Herr Doktor, ich sterbe sonst vor Langeweile.“

Seine Finger trommeln ungeduldig.

Prüfend geht des Doktors Auge über das eingefallene Gesicht.

„Ja,“ sagt er, „morgen.“ Man sieht, ein große Freude zittert durch das Bett.

Es war die letzte Freude. Als ich am andern Morgen erwachte, lag er tot da. Nur seine Finger schienen noch zu leben. Söder und halb aufgestellt lagen sie über der Decke. Unsichtbare Trommelschlegel steckten dazwischen.



Das Deutschtum unserer Dichter

Von Otto Doderer, Wiesbaden.

Im Tiefsten erschüttert und aus dem Gleichmut langer Friedensjahre auferweckt, drängt es uns, das nur äußer-Besitz des Altererben, Ureigenen auszuforschen. Wenn wir auch im Laufe der Zeit wieder milder denken lernen werden, so wird doch hoffentlich das Deutschbewußtsein in dieser großen Prüfung so gestärkt, daß es wenigstens den kleineren Dichtern des Auslandes, die es zu Dutzenden gibt und für die wir bessere haben, auch künftig die Grenzen des Reiches verschlossen hält. Nun auf Shakespeare oder Tolstoi verzichten zu wollen, wäre freilich Torheit.

Der nackte vaterländische Gedanke, wie er augenblicklich überall auflodert, ist nicht von vielen deutschen Dichtern zum Ausdruck gebracht worden. Abgesehen von dem Sänger des deutschen Lobes Walter von der Vogelweide und neben Schiller vor allem von Kleist, dem leidenschaftlichen Hasser der Fremdherrschaft und Prediger der deutschen Stärke, dann mit ein paar Gedichten von Körner und den übrigen Freiheitsdichtern Rückert, Schenkendorf, Arndt, später von Herwegh und Freiligrath und einigen Dichtern mit wenig Gewichtigem aus dem Jahre 1870. Dichtung entsteht aus Not. Wir leben nicht mehr in dem abgeschlossenen Staatswesen etwa des Altertums, in dem auch noch religiöse und künstlerische Interessen mit dem staatlichen Interesse zusammenfielen. Die Pole der Erde sind näher aneinandergedrückt, und wir stehen mitten in der ganzen

Welt, der Welt der Zeitungen, der Eisenbahnen und Telegraphen. Das Geschick des Staates ist darum dem Einzelnen weniger Not geworden, als es früher der Fall war, zumal dem Dichter, der überhaupt nur ganz individuell erlebt und dessen Werke sich gerade durch seinen allgemeinen menschlichen Wert über die Völker wie über die Zeiten erheben soll. Nur in solchen Tagen, wie die, durch die wir jetzt gehen, voll vom Feuer einheitlicher Begeisterung der Massen, werden die Dichter nicht die letzten sein, die entbrennen, da sie ja von jeher den Widerhall der Massen zu erwecken bestrebt sind.

Aber aus den Dichtern spricht die Seele des Volkes, aus dem sie erstanden, seine Denkweise, seine Ideale. Dichter sind die großen Volkserzieher, die Köpfe, in denen sich der Volksgeist assimiliert und aus dem sich der Volksgeist wiederum nährt. Die „Nibelungen“ sind mehr als ein großes Heldenlied, sie sind das gewaltige Gemälde altgermanischen Heldentums und altgermanischer Treue, der Stützpfiler der germanischen Ethik. Nach einer bekannten Goethe'schen Aeußerung kam „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt“ durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in unsere Literatur, nämlich seitdem der Grund zu einem neuen Deutschland gelegt war. Als erster wirklicher Dichter nach den Dichtern aus der Frühzeit eröffnet Klopstock die Reihe, der Lobpreis und ehrfürchtige Bewunderer der Gotteswelt. Ihm folgen: Lessing, der Streiter für das Rechte, der scharfe Kritiker, Herder, der Beschützer der Volksdichtung, der Kunst- und Moralphilosoph, dann auf dem Gipfel: Goethe in seiner großen Menschlichkeit und Schiller, der feuertrunkene Freiheitsmensch und mitreißende Idealist. Neben den in Träume gehüllten, nach künstlerischen Volksschätzen grabenden Romantikern, darunter der Mystiker Novalis, treten darauf die Idylliker auf den Plan: der schelmische, kluge Wandsbeker Vöte Mathias Claudius, der ebenso volkstümliche Alemanne Johann Peter Hebel, der Meister der Anekdote und Verwalter des Rheinischen Schatzfäßleins, dann der das Kleinste liebende, feinsinnige Humorist Jean Paul und am Schluß der stillen, redlichen Zeit die ganz bürgerlichen Gemütsmenschen Ahland, Mörike, Storm und der Schweizer Gottfried Keller (das geistige Deutschland reicht ja weit über das politische hinaus), dann am Beginn der neuen männlicheren Zeit Hebbel und Otto Ludwig, die wegbereitenden Aestheten und dramatischen Gestalter, und nun der Himmelsstürmer Nietzsche, der frische, derkräftige Eliencron und schließlich die modernen Pathetiker. Genau betrachtet, ist es immer wieder dasselbe charaktervolle Gesicht: tief, wahr, einfach, gemütvoll. Der faustische Ernst, der aufrichtige Sinn Luthers und die zähe Hartnäckigkeit Bismarcks.

Besonders in gehaltreicheren Romanschriften ist in letzter Zeit der deutsche Typ häufig dargestellt worden. Durch seine breite Anlage ist der Roman von Natur aus dazu geeignet, wie denn auch sämtliche Bücher, die das nationale Wesen der Völker umfassend offenbaren, stets epische Bücher sind. Die Menschenschemen in dem durch Wolfram von Eschenbach deutsch gewordenen Parzival-Epos und in unseren großen Romanen, dem Simplicissimus, dem Wilhelm Meister und dem Grünen Heinrich, tragen deshalb ebenfalls die bezeichnendsten Züge des deutschen Menschen. Der Dichter, der doch nur immer wieder sein vielfach geteiltes Ich ausstellt, kann allerdings nicht alle Eigentümlichkeiten eines mannigfaltigen Volksganzen in seine Arbeit füllen. Wilhelm Raabe schildert den gütigen Gräbler, Hermann Hesse im „Cammzius“, den robusten, urgesunden Natursohn, und Otto Ernst den aufgeweckten Michel alten Stils, den harmlosen, Philisterhaften. Der als nationaler aus unserer modernen Literatur hervorragende Roman ist wohl Gustav Frenssens „Jörn Uhl“. Er wird auch im Ausland als solcher geschätzt. Obwohl Sensationserfolge gewöhnlich verdächtig sind, ist hier Zurückhaltung grundlos. Die starke Volkstümlichkeit des Buches ist nicht dadurch zu erklären, daß Frenssen seinen Lesern zu sehr entgegenkommt, sondern dadurch, daß die besten Männer und Frauen unseres Volkes in diesem ernstesten, arbeitsamen, tüchtigen Bauern Jörn Uhl einen weisen Genossen finden. Man

gehe nur beispielsweise einmal in die Volksbüchereien, um den Dank der Tausende von Leuten, die ernste Kost überhaupt vertragen können, einzusammeln und sich von ihnen erzählen zu lassen, wie sehr sie gestärkt wurden durch dieses: mühselig und dennoch glücklich, durch die deutsche Lebensauffassung. Den Büchern Frenssens verwandt, doch problematischer als sie, ist der Roman „Wiltfeber, der ewige Deutsche“ von Hermann Burte. Den heutigen Deutschen im Weltganzen versinnbildlicht Alfons Paquet: den Schauenden, den Sinnenden, den Arbeitenden.

In der Lyrik, in der wir uns bisher weniger durch Eleganz als durch schwerfällige Bedeutsamkeit hervortaten, hatten wir jahrhundertlang den organischen Zusammenhang zwischen Form und Inhalt verloren. Man hat sich nach und nach von aller Metrik freigemacht, folgt mehr und mehr der Art unserer Sprache und sucht für jedes Gefühlsbekenntnis den Rhythmus, der aus ihm entspringt und es zur tiefsten Wirkung zu bringen imstande ist. Man unterläßt Künsteleien und müht sich, die Melodie des Stoffes zu erhörchen. Heute entsteht Volksliedmäßiges neben Hymnenhaftem. Dehmel dichtet die „Stille Stadt“ und daneben dröhnende Gesänge. Einer der jüngeren Dichter, die als Künstler am stärksten in die Zukunft weisen, ist Ernst Lissauer. Durchaus unabhängig, hat er noch nicht überall genügendes Verständnis erfahren. Seine Dichtungen sind zugleich durch und durch deutsch: hart wie gehämmert, heiß wie glühendes Eisen, kraftvoll errungen, innerlich reich, farg und schlicht.



Die Engländerin.

Erzählung von Hanna Bussenius.

Eine stattliche ältere Dame war sie, mit klugem, sympathischem Gesicht, das warm und lebendig unter dem grauen lockigen Scheitel leuchtete. In den dunklen Augen wohnten Herzengüte und Humor, und um den Mund spielten tausend Schelme und machten sein Lächeln zu einem erfreuenden und erwärmenden Anblick. — Viele Jahre schon lebte sie in der alten Handelsstadt an der Wasserfronte, und trotzdem war ihr Deutsch nur mangelhaft. Denn ihr Beruf verlangte, daß sie stets Englisch sprach. Sie war Sprachlehrerin, erteilte den englischen Unterricht an verschiedenen Privatschulen und hatte außerdem einen großen Kreis von Einzelschülern, denn bei den zahlreichen Handelsverbindungen mit dem Inselreich wurde in dieser Hansestadt die englische Sprache sehr gepflegt. Ihr anziehendes Wesen erleichterte ihr den sonst so dornenvollen Beruf einer Privatlehrerin ungemein. Verehrt und hochgeschätzt ward sie überall, ihr Freundeskreis vergrößerte sich allmählich so, daß von Einsamkeit und Fremdheit keine Rede mehr war, und ihre Einnahmen gestatteten ihr einen behaglichen Lebenszchnitt.

Vor deutschem Wesen hatte sie die größte Achtung, ja Ehrfurcht. Sprach sie auch wenig und mangelhaft deutsch, so las sie doch die gediegensten Zeitschriften wissenschaftlichen Inhalts und bildete sich ein durchaus selbständiges Urteil darüber.

Dennoch war sie fabelhaft stolz auf ihre Zugehörigkeit zur englischen Nation. Einfach unnachahmlich war es, wenn sie bei Gelegenheit mit unbeschreiblichem Britenstolz sagte: „I am english!“ und dabei der stets stolz getragene schöne Kopf eine noch königlichere Haltung bekam und die dunklen Augen mit wahren Herrscherblick über ein unsichtbares Reich hinblitzten.

Dreißig Jahre etwa hatte sie ihre nutzbringende und befriedigende Tätigkeit ausgeübt und fühlte sich vollständig heimisch in ihrer deutschen Umgebung. Da eröffnete ihr eines Tages ein einflussreicher Gönner die Möglichkeit, daß sie einen Platz in einem angesehenen Damenstift erhalten könnte; dadurch würde sie bei aller persönlichen Freiheit

einen durchaus gesicherten, sorgenfreien, behaglichen Lebensabend haben. Sie war übergelukkig und gestand, daß sie sich über ihr Alter häufig Sorge gemacht habe, denn ihre Einnahmen hätten zu genügenden Rücklagen nicht gereicht. Bei der näheren Besprechung bemerkte ihr Gönner ganz beiläufig und selbstverständlich:

„Natürlich müssen Sie erst die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben, das ist eine unerlässliche Bedingung.“

Kaum waren diese Worte gefallen, so machte sie eine Handbewegung, die alle weiteren Verhandlungen abzuschneiden schien, und sagte kurz, stolz und bündig:

„Never. I am english.“ — Punktum. —

Niemand wagte wieder ihr einen ähnlichen Vorschlag zu machen. Sie aber schränkte ganz sichtbar ihren Lebenszchnitt ein, um ihre Ersparnisse zu vermehren.

Nun brach der Krieg aus.

Miß Heath saß mit tiefstem Gesicht in ihrem Zimmer und verglich ihre englischen und deutschen Zeitungen. Die maßlosen Anschuldigungen beider Parteien machten ihr keinerlei Eindruck, sie entschuldigte sie als sehr begreiflich, tat sie aber als überflüssiges Rankenwerk zur Seite und schälte den Kern der Dinge heraus. Ihr Gesicht ward immer finsterner.

Ohne jede Beeinflussung von außen stellten Urteil, Gefühl und Neigung sie auf die deutsche Seite.

Bald mußte die englische Zeitung ihr Erscheinen auf deutschem Boden aufgeben. Sofort setzte sie sich mit einer in Holland verheirateten Bekannten in Verbindung, und nach kurzer Unterbrechung erhielt sie das Blatt wieder regelmäßig. —

Ihre Umgebung benahm sich ungemein taktvoll. Niemand sprach mit ihr über den Krieg, jeder unterdrückte in ihrer Gegenwart den bitteren Haß gegen das Volk, das uns so Unsägliches angetan hat. Aber sie litt, schweigend, tief, schmerzlich und bohrend.

Sie verlor keinen einzigen Schüler in dieser Zeit. Die wirtschaftliche Lage gerade dieser Stadt wurde durch den besorgten lebhaften Ostseehandel eher besser als schlechter, sodaß sich eine allgemeine Einschränkung nicht notwendig erwies. Und ihre Schüler kamen treulich zu ihr, schon aus Anhänglichkeit und Rücksicht auf ihre unsichere Lage. Dennoch ward ihre Haltung ganz allmählich weniger stolz, die schönen Augen blickten nicht mehr so beherrschend und kühn, sondern schienen oft eine ängstliche Frage anzusprechen. Wie kam es nur, daß sie nach der Seeschlacht bei Coronel so froh und glücklich lächelte, bei der Nachricht aber von der Vernichtung des Speeschen Geschwaders sich still in ihr Zimmer einschloß und weinte? —

Längst pflegten die Engländer in Deutschland der aufgezwungenen Muße in Ruheleben. Nun wurden auch die Engländerinnen aus dieser Küstenstadt ausgewiesen. Miß Heath stockte der Atem vor Schrecken. Wohin sollte sie gehen? Alternd, fremd, allein in Feindesland, ohne Verwandte und Freunde mehr in ihrer ursprünglichen Heimat? Da trat wieder der einflussreiche Freund in ihr Zimmer.

„Beunruhigen Sie sich in keiner Weise. Sie können ganz unbelästigt hierbleiben. Hier ist Ihre Bescheinigung, daß Sie aus schwerwiegenden Gründen von dieser Maßnahme befreit sind. Nur der kleinen Unbequemlichkeit müssen Sie sich nach wie vor unterziehen, jeden Morgen beim Polizeiamt vorzusprechen.“ —

Sie reichte ihm wortlos die Hand, ihr Auge schimmerte feucht vor Bewegung. Wie sehr hatte man ihr alles erleichtert! Das Polizeiamt war in ihrer nächsten Nähe. Waren auch noch so viele Leute da, nie brauchte sie eine Sekunde zu warten. Kaum erblickte der Beamte sie, so rief er freundlich:

„Guten Morgen, Miß Heath, wie geht es Ihnen?“

Schon machte er ein Zeichen auf seiner Liste, nickte ihr zu, und sie ging weiter. —

Eines Morgens aber hatte sich dieser Beamte, der schon tagelang stark erkältet war, durch einen Herrn vertreten lassen, der sie nicht kannte. Nun ging alles gründlich und ordnungsgemäß zu. Sie mußte eine Weile warten, bis sie an die Reihe kam. Dann trat sie an seinen Tisch, er ver-

neigte sich sitzend ein wenig, wies ihr einen Stuhl an und ließ seine klaren grauen Augen prüfend über sie hingleiten.

"Ihr Name?"

"Catherine Heath."

"Ihre Nationalität?"

Einen Augenblick stockte sie; dann senkte sie den Kopf ein wenig und sagte leise, aber vollkommen deutlich:

"Englisch. Ich schäme mich — —"

Erstaunt betrachtete er sie.

"Aber wenn Sie so denken, warum werden Sie dann nicht Deutsche? Jetzt geht es wohl nicht, aber nach dem Kriege?"

Da schüttelte sie traurig den Kopf, und aus ihren Worten klang wieder Stolz, aber es war nicht mehr der hochmütige Britenstolz, sondern der einer vornehm denkenden Persönlichkeit:

"Ich habe es abgelehnt, als es England gut ging, ich kann es nun nicht tun, wo es England vielleicht schlecht gehen wird. Ich muß es mein ganzes Leben tragen, Engländerin zu sein. Aber ich schäme mich."



Eine große, heimliche Freude.

Wer einen Blick dafür hat, sieht heute aus vielen Augen eine große, heimliche Freude leuchten, aus Augen, die vor einem halben Jahre nur mürrisch und unzufrieden dreinschauten. In allen Ständen unseres Volkes kann man diese Wahrnehmung machen. Wie es in dem Herzen manches selbstfüchtigen Millionärs aufzutauen begann, so wick auch auf einmal die Bitterkeit, welche die Seele dieses oder jenes Handarbeiters erfüllte. Die Mäßigkeit, selbst Opfer bringen, selbst Not stillen zu können, hat viele glücklicher gemacht und den alten Spruch, daß Geben seliger ist als Nehmen, wieder zu Ehren gebracht. In meiner Mappe, in der ich alle Erinnerungen an den großen Krieg sammle, liegt ein Brief, der aus der zweiten Flucht der Ostpreußen stammt und mir aus der Arbeiterkolonie Neuhof bei Damburg zugesandt worden ist. Mehr als andere Worte es vermögen, liefert er den überzeugenden Beweis dafür, daß Helfen und Geben für den Geber selbst zu einem Quell der Freude wird: „Auch Neuhof hat jetzt seinen lebenden Anteil am Kriege bekommen. Sechzehn ostpreußische Familien, am 18. November vor den Russen aus Angerburg geflohen, trafen gestern morgen hier ein in einem wirklich trostlosen Zustand. Sie waren in ihrer Heimat nachts um 2 Uhr aus den Betten geholt und nach zwei Stunden schon in den Zug verladen worden und hatten nichts als nur einige Kleider retten können. Wir trafen heute morgen um 9 Uhr eine Mutter mit drei Kindern, drei, zwei und ein Jahr alt, auf der Straße, wo sie Frühstück suchten. Bald hatten sich zwei Familien in das Häuschen Elend geteilt. Ich nahm das älteste Mädchen mit zu uns. Es sah ganz stumpfsinnig am Tisch. Milch und Butterbrod mußte man ihm fast gewaltsam einflößen. Als aber erst die warme Milch den kleinen Körper durchwärmte hatte, taute auch das ganz kleine Wesen auf. Es hat zwar in den vier Stunden, in denen es bei uns war, kein Wort gesprochen, rutschte jedoch vom Stuhl herunter und fing an, mit den Bilderbüchern unseres Kleinen zu spielen. Die Familien wurden alle in ein Haus gebracht, immer eine Familie in ein Zimmer. Zunächst sah es traurig genug aus: kein Stück Möbel, nur ein paar Säcke lagen in der Ecke der kahlen Zimmer. Die Leute hockten am Boden. Da haben sich nun die Neuhofser Arbeiterfrauen wirklich großartig gezeigt. Ein paar Pfadfinder liichte ich auf, ließ die ganze Jugendfreischär alarmieren, und nun ging das Schlepven los. In ganz kurzer Zeit hatten die Jungen ungefähr zweihundertzwanzig Bettstellen zusammengetrommelt, eine Anzahl alter Stühle, auch von uns eine Chaiselongue, zwei Tische und sechs Stühle. Die nächste Sorge war die Heizung der Zimmer. Da haben die Pfadfinder eine große Ziehlatze geholt, sind von Haus zu Haus gefahren und haben Kohlen und Briketts gesammelt. So brachten wir für jede Familie zwei Eimer Kohlen zusammen. Dadurch war nun allmählich die ganze Arbeiterkolonie auf die Not aufmerksam geworden, und es begann eine lebhaftere Schenkerei. Von 7 Uhr morgens bis 9 Uhr abends

ließen Männer und Frauen hin zu dem Ostpreußenhause. Der eine brachte Kartoffeln, der andere Holz, der dritte Kleider für die Kinder, wieder andere Geschirr usw. Die Pfadfinder voll Begeisterung immer dazwischen. Dann wurden die Ostpreußen selbst eingeladen: sie sollten am Sonntag morgen gleich da und dorthin zum Kaffeetrinken oder zum Mittagessen kommen. Die Ostpreußen selbst waren starr über solche freundliche Aufnahme: wir hörten ein übers andere Mal dankbare Ausrufe: „Mein Gott, nein, wie sind die Herrschaften hier in Westpreußen aut zu uns.“

Dieser Brief zeigt, wieviel reine, schöne Menschlichkeit der Krieg in jedem Stande unseres Volkes ans Tageslicht fördert. Wie wertvoll ist es gerade auch für die Jugend, daß ihr solche Gelegenheiten zur Betätigung ihrer Gebefreudigkeit, zur Ausübung echter Nächstenliebe geboten werden. Die reine Freude, die sie hierbei in ihrer Jugend zu schmecken bekommen, wird ihre innere Gesinnung aufs stärkste beeinflussen und ihren wärmenden Glanz auf die Zeit ihres ganzen Lebens ausströmen.



Der Krieg und die Schule.

Von A. Riemann.

Leuchtend liegt der Sonnenschein auf der grauen Wand der Klasse, und ein ebenso goldiges Leuchten strahlt aus allen Augen. Und daneben noch etwas Unbeschreibliches, Weibevolles, was all diesen kindlichen Gesichtern einen Ausdruck gibt, der ihrem Alter weit voraus ist und von einer inneren Ergriffenheit spricht, die die jungen Seelen zu Höhen getragen hat, welche ihnen sonst noch unerreichbar waren.

Der Lehrer liest einen Feldbrief vor. Der Vater eines der Kinder hat ihn geschrieben. Und aus den schlichten Worten baut sich ein erschütterndes Bild von den Kämpfen und Mühen, den schier übermenschlichen Anstrengungen auf, unter denen die Unsrigen ihr Vaterland verteidigen. Jetzt wissen die Kinder: „Das ist der Krieg.“ Er tritt ihnen nahe wie ein persönliches Erlebnis, denn da sitzt ja der Vater mitten unter ihnen, dessen Vater in Feindesland ringt und diesen Brief geschrieben hat, während die feindlichen Granaten Tod und Verderben drohen und die Verwundeten fortgetragen werden.

Aber der Brief spricht nicht nur von Gefahr und Mühsal. Da ist feste Zuversicht in den endlichen Sieg, da ist fröhliche Geduld, da ist zarte, innige Liebe, die um die Bilder der Kinder des Mannes bittet, damit sein Herz sich an ihrem Anblick stärke. Die Kinder erfassen es in ahnender Seele: „Das ist der deutsche Soldat.“ Tapfer und ohne Furcht, voll Vertrauen zu Gott und zu seinem Kaiser, voll von unbeugsamen Willen zum Siege und furchtbar dem Feinde, aber mit weichem, deutschem Gemüt, ein Mann, der nach blutiger Schlacht in der Abenddämmerung sehnsuchtsvoll der Seinen gedenkt.

Geiß wallt es auf in den jungen Herzen. Und sie sehen ihren Lehrer von derselben Bewegung ergriffen, sehen das Bittern seiner Hände, die Tränen in seinen Augen. Da fühlen sie sich eng mit ihm verbunden. Es dämmert ihnen auf, was es heißt, eine Gemeinschaft, ein Volk, ein Herzschlag zu sein.

Der Lehrer faltet den Brief zusammen. Die Spannung läßt nach. Die Zungen lösen sich. Jeder weiß etwas zu erzählen. Der Lehrer lauscht, ergänzt, berichtigt. Er läßt Ursachen an, rückt zurecht, was an törichtem Gerüchten im Munde des Volkes umgeht. Und immer wieder kommt ganz unabsichtlich ein kurzer Hinweis auf das ethische Ziel, um das wir kämpfen, auf die heiligen Kulturgüter, für die das edle deutsche Blut fließt.

Da reden sich die Vuben, und ihr Denken wird zum Gelöbniß: „Würdig werden der großen Zeit, würdig werden der Väter, die sich dahingaben, würdig werden des teuer erkauften Erbes, das ihrer harret.“

O, möchte doch kein Lehrer und keine Lehrerin an diesen Feiertagen vorbeigehen, in denen sie heilige Saat säen können für den neuen deutschen Frühling, den wir unter Sturm und Wetterschlag erhoffen.

(Ethische Kultur.)



Der Abschiedstrunk.

Von Rolf Gustav Haebler.

Er hatte mir geschrieben, mit dem und dem Zuge werde er kommen, drei Stunden habe er Aufenthalt; die wolle er in Erinnerungen und doch gegenwartsfroh feiern, an irgend einer lieben, alten, trauten Stätte — ich wisse schon. Und dann müsse er weiterfahren, hinaus in die große, weite Welt der Schlachten —.

Und so trafen wir uns denn am Bahnhof unserer lieben Studentenstadt, wo wir vor ein paar Jahren noch — Gott, wie rasch doch die Zeit vergeht! — fröhliche und leichtsinnige Tage und Nächte zusammen durchlebt hatten. Wir schlenderten langsam die Hauptstraße in die Stadt hinein, er als strammer Reserveleutnant, frisch eingewickelt in seine feldgraue Uniform, und ich, ein unbedeutender Zivilist, der zu Hause bleiben mußte, um weiter Aktensaszikel zu wälzen — das ist ja wohl auch nötig, und unsere wundervolle Mobilmachung wäre ja ohne jene peinlich genaue bürokratische Organisation nie so herrlich verlaufen, wie wir's erlebt haben. Na, kurz und gut, wir gingen also in eine längst vertraute Weinstube, die recht leer war, und fanden hinten in der Ecke unsere alten Plätze wieder, — gerade, als sei es vorgestern gewesen, daß wir hier saßen und tranken. Wir sprachen so allerlei. Ernstes und Heiteres, politisierten ein wenig und waren guter Dinge. Hatten wir uns doch eine geraume Zeit nicht mehr gesehen. Und während wir so dasaßen, es mag etwa eine halbe Stunde vergangen sein und langsam wurde es Abend, da war es mir, als ob hinter meinem Freund, der in der Ecke saß, jemand stehe. Wie meist in so alten Weinstuben, war die Ecke ziemlich dunkel, dazu der einbrechende Abend, Licht brannte natürlich keines, aber selbstverständlich sah man einander ganz gut. Und doch hatte ich die bestimmte Empfindung, daß da hinter meinem Freund einer stehe, und ein unbehagliches, beinahe unheimliches Gefühl ergriff mich. Mein Freund war heiter und sorglos, er hatte, wie er mir sagte, mit allem abgeschlossen und sich mit allem vertraut gemacht — nun könne das Schicksal an ihn herankommen wie es wolle; ihn kümmere es nicht mehr. Und so saß er mir auch gegenüber, als gingen ihn die furchtbaren Tage, denen entgegensugehen er im Begriffe stand, garnichts an, und als sei alles wie in alten Zeiten. Er plauderte, erzählte, lachte, trank, und während alledem mußte ich in die Ecke starren, in jenes dämmerige Dunkel, das doch sonst die alten Weinstuben so heimelig macht — und dort stand jemand. Und ich glaubte, ihn auch zu erkennen, ja, es war ein Feldwebel, in feldgrauer Uniform, sein Gesicht war rötlich beleuchtet wie von der Abendsonne. Uebrigens schien es mir ein gemeinsamer Bekannter zu sein, ein Lehrer, der einst zusammen mit uns die Bänke des Gymnasiums gedrückt hatte, und dann nach dem Abitur abschwenkte, mit dem ich aber noch oft zusammenkam, am Bierisch und gelegentlich auch auf Spaziergängen, ein reizender und gescheiter Mensch, der übrigens auch zusammen mit meinem Freund sein Einjähriges abgedient hatte. Ich schaute meinen Freund an: auch er war plötzlich still geworden und schaute an mir vorbei nach der Seite, gerade als ob von dort her irgend etwas komme. Er hielt das halbgefüllte Glas in der erhobenen Hand, als wolle er gleich trinken, aber immer noch schaute er krampfhaft nach der Seite, nach irgend einem fernen Punkt. Und dann war es auf einmal, als wolle er ausspringen, ein rasches Zucken lief über sein Gesicht, wie bei einem, der irgend etwas Entsetzliches sieht und rufen will . . . und dann stellte er plötzlich das Glas hart und heftig auf den Tisch. Ich wunderte mich, daß es nicht zerbrach, so stark war die Wucht, mit der das Glas aufstieß.

Er wandte sich zu mir und sagte mit sonderbar heiserer Stimme: „Du, ich weiß nicht, mir gefällt's hier nimmer; es ist so dumpf und schwül . . .“ Ich sagte zögernd: „Ja, ich denke, wir wollen gehen. Du hast übrigens auch garnicht mehr so viel Zeit.“

Er schnallte um, während ich bezahlte, dann nahm auch ich meinen Hut und Stock und ging hinter ihm hinaus. An der Tür wandte ich mich noch einmal um und sah nach der Ecke; sie lag dämmerig und heimelig da wie immer und nichts war zu bemerken. Ich schlug mir die dummen Gedanken aus dem Kopf, und als wir draußen auf der Straße standen, die wogende Menge sahen, in der Höhe das schöne, alte Schloß, und drunten den Fluß, um den die Stadt gelagert war, da ergriff mich die heilige Gewalt dieser Stunde und dieser Tage und ich war stolz, wenigstens an der Seite eines unserer Tapferen gehen zu können; bald hatte ich im Taumel der Ereignisse der folgenden Wochen jene beklemmende Empfindung vergessen. Und ich hätte wohl nie mehr daran gedacht, wenn ich nicht vorgestern folgenden Feldpostbrief erhalten hätte, den jener Lehrer, von dem ich schon einmal sprach — in welchem Zusammenhang, wird wohl noch erinnerlich sein — mir aus Frankreich schrieb:

Mein lieber, alter Kamerad! Du wirst Dir die Freude denken können, die ich, und wohl auch Mag (so hieß mein Freund) empfand, als wir in unserem Reserve regiment der gleichen Kompagnie zugeteilt wurden, er als Reserveleutnant, ich als Vize. Wir freuten uns, Seite an Seite kämpfen zu dürfen! Und nun ist er gefallen. Noch in den letzten Minuten gedachte er Deiner und bat mich, Dir möglichst ausführlich zu schreiben. Er legte es mir mit großer, geradezu auffallender Dringlichkeit ans Herz, sodas ich es als Pflicht empfinde, Dir sofort eingehend zu berichten. Also, wir kamen an einem schönen Abend in ein französisches Dorf, — den Namen darf ich vorerst nicht nennen — hatten es uns gemütlich gemacht, und saßen, ein paar Reserveoffiziere und Feldwebel, an einem Tisch vor einem Haus. Wir hatten das Glück gehabt, Zigarren und Wein zu erwischen, sodas wir, nach Tagen anstrengenden Ringens, uns sehr wohl fühlten. Es war etwa sieben Uhr, vielleicht auch früher, kurz, es fing an zu dämmern. Die Sonne ging blutrot drin in Frankreich unter, hinter einer Hügelkette, wo wir die Feinde wußten, die übrigens sicher froh waren, daß wir sie jetzt in Ruhe ließen — man merkte nichts von ihnen. Wir waren natürlich gesichert durch Wachen und allerhand und brauchten keinen Ueberfall zu fürchten. Ich war eben aus dem Haus getreten und stand zufällig hinter Mag, der vergnügt war, wie seit langem nicht mehr. Der Wein und die Zigarren hatten ihm alle Lebensgeister wachgerufen, und Du weißt ja, was für ein fideler Gesellschafter er sein konnte. Er hatte eben einem jungen Leutnant zugetrunken, als er — ich beobachtete das zufällig sehr genau, da ich gerade auf ihn herunterschaute — den Kopf wandte und unbeweglich so sitzen blieb. Das Glas hielt er in der Hand und setzte es nicht nieder. Ich weiß nicht, wie lange er so dasaß, vielleicht waren es nur ein paar Sekunden, auf einmal knallte es irgendwo, er setzte das Glas rasch und hart auf den Tisch, suchte nach seinem Revolver, sprang auf, sank aber dann sofort zusammen. Das folgende ging natürlich sehr rasch: wir sprangen ins Haus zurück, und dann begann, da es nun auch aus anderen Häusern knallte, einer jener grauenhaften Kämpfe, der uns noch ein paar Mann kosten sollte. Als endlich die Ruhe wieder hergestellt war, eilte ich mit dem Arzt zu Mag; er lag immer noch am Tisch. Sehr schwer verwundet. Und er wußte es auch. Auf dem Tisch stand noch sein Glas, heil und ganz und halb ausgetrunken, so wie er es hingestellt hatte. Ich wunderte mich, daß es nicht zerbrochen war, denn er hatte es mit aller Wucht niedergesetzt, wie ich mich deutlich erinnern kann. Sein Leben aber war zerschmettert und in Stücke gegangen, und nichts konnte die Scherben mehr zusammenbringen. Er lebte vielleicht noch eine Viertelstunde, dann starb er, ruhig und still.

Warum ich gerade Dir einen so ausführlichen Bericht seines Todes senden sollte, hat er mir nicht gesagt; wenn er Grund gehabt hat, es zu verschweigen, will ich es natürlich nicht wissen. Nur eines sagte er — Du habest gewußt, daß er fallen werde, und auch, daß er so fallen werde, mit dem Weinglas in der Hand. Ist das möglich? Ich weiß es nicht — aber heute, wo so viel Tafsache geworden ist, was uns allen noch vor wenigen Monaten unmöglich

schien, hat man alle kühlen Gedanken von sich getan und ist mehr denn je ergriffen von der Gewalt des Unerforschlichen. Werden auch wir uns nicht wiedersehen? Ich hoffe doch; aber all meine Hoffnung ist nur noch ein stilles und starkes Ergebensein in den Willen meines Schicksals.

Es grüßt Dich herzlich in alter Kameradschaft

Dein

Ernst.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Trommelgesang.

Drum sind wir über Weib, Kind, Haus
Und Tod und Sein:
Die Trommel rasselt uns voraus,
Die Trommel schallt durch Mark und Bein.
Wir sind das Herz vom Volke,
Sind Stahl, sind Stein.
Wir sind wie eine Wolke
Im Sturmgebraus,
Ein drängender, strömender Männerhauf.
Ein Brot eint uns, ein' Not, ein Tod,
Ein Lied, ein Wille, ein Gebot,
Wirble auf! Wirble auf!

Otto Doderer im „Türmer“.

*

„Wie ein Gruß aus der Heimat . . .“

Ein rührendes Erlebnis auf einem französischen Bahnhof schildert ein Mitarbeiter der „Frkf. Bz.“. Er schreibt: Es fällt mir auf einmal auf, daß alle Zivilbeamten, die an einem Wagen vorbeigehen, stehen bleiben und etwas hineinrufen. Ich gebe langsam diesem Wagen zu; es ist ein Viehwagen, wie die anderen. Die Tür in der Mitte ist aufgeschoben. Ein Zugbeamter steht gerade daran und ruft in den Wagen:

„Ah, so nähere dich doch ein wenig, du Schmutzungeziefer, daß ich dein Gebiß erreiche. Es wird dann nicht lang gehn, bis du deine bedredeten Zähne schluckst, du preußischer Mist!“

Da bekam ich einen Schrecken von einer sonderbaren, milden Art, der wie ein Gruß mein Herz rührte. Ich trat rasch die paar Schritte vor, bis ich den Wagen erreichte. Eine Lampe hing auf dem Steig vor der offenen Tür und ich sah im schmutzigen Stroh des Wagens einen deutschen Soldaten sitzen.

Ein französischer Infanterist mit einem großen Bart kam aus der Tiefe des Wagens hervor und rief dem Bahnarbeiter zu: „Scher dich zum Teufel! Laß den Mann in Ruh!“

Der andere rief noch einige Redensarten von jener schwabhaften Wibigkeit, wie sie bei Franzosen so beliebt ist. Ein Kamerad gesellte sich ihm bei und half mit den Deutschen ansprachen. Da sprang der französische Infanterist mit dem langen Bart ruhig herunter, ariff zurück in den Wagen, holte sein Gewehr hervor und, es wagrecht vor sich haltend, stieß er die beiden Kerle davon.

Der deutsche Gefangene sah ganz allein im Wagen. Er trug den rechten Arm in einer Schlinge und hatte auch den Kopf umhunden. Das Licht der Lampe auf dem Steig spielte trüb in sein Gesicht. Er war jung und hatte einen schönen blonden Kopf mit jenen Augen, die den geheimnisvoll naiven, hellen Glanz einer norddeutschen Flachlandschaft durch die Welt zu tragen scheinen. Er schaute traurig und abwesend auf mich und mochte wohl, gleichgültig oder die Wut verbeißend, auch von mir einen Anwurf erwarten, wie den der beiden Bahnarbeiter. Als der nicht kam und als er meine Augen ohne Abweisung auf sich geheftet fühlte, denn meine Augen sollten ihn aus dem Blut grüßen, das deutsch war und fern hinter dem Wall von Feind und Tod brandete, da richtete er sich ganz ein wenig straff. Ich versuchte die Finsternis zu durchdringen, die den Wagen füllte; ob noch jemand drin war? Ich wollte ihm ein deutsches Wort sagen.

Aber dann kam der härtige Infanterist zurück. Er stieg in den Wagen hinauf und verschwand hinter dem verwundeten Gefangenen. Ich lebte mich, gleichgültig tuend, an eine Säule vor dem Wagen und begann leise ein Lied zu pfeifen. Das mußte er kennen. Er schaute auf einmal auf, richtete sich heftig hoch und drang mit seinen Augen auf mich ein. Wir hingen die Blicke ineinander, wie zwei Verliebte, und das Blut der deutschen Erde strubelte in uns heiß und gemeinsam auf, eine Kommunion, in dem feindlichen Nachtbahnhof von Montlucon. Die Tränen stiegen uns aus dem ausgeführten Herzen in die Augen, und ich piff leise weiter, wie einen Gruß aus der Heimat, wie einen Trost und wie eine Zuversicht, wie einen Sieg: „Deutschland, Deutschland über alles . . .“

Dann rief der Schaffner: „Plas nehmen nach Bordeaux!“

*

Anmarschierende Freiwillige.

Als ich heute früh die Kranken im Lazarett verhältnismäßig wohl gefunden hatte, ging ich ins Freie und erblickte ein gerade im Anmarsch gegen den Feind befindliches Freiwilligen-Regiment. Es war ein unendlich trübseliger Tag, der dicken Nebel über die Truppe legte und so den feindlichen Fliegern den Anmarsch neuer Truppen verbarg. Das Regiment marschierte im Schmutz der Straße und der weiße Kot quatschte und lulte im harten Tritt der vorwärtsdrängenden Soldaten. Die Leute waren einigermassen sauber gehalten — sie hatten einen Kashtag hinter sich — und rühten im munteren, eiligen Tempo vorwärts. Viele schwächten lebhaft und waren heiter und schienen nicht an das Furchtbare zu denken, dessen sie in wenigen Minuten Zeugen werden würden. Die Offiziere saßen vorsonnen auf ihren Säulen und ritten schweigend der Truppe voran. Ich sah viele Studierende unter den Soldaten und Mißgeschickter, als ob sie eben die Kanzlei oder das Büro verlassen hätten, und ich grüßte sie respektvoll als Kriegsfreiwillige. Es war eben 8 Uhr morgens. Meine Gedanken verließen die Truppe und schweiften unwillkürlich zurück in die Heimat, wo die jetzt in die Schlacht rückenden Soldaten um dieselbe Morgenzeit im Frieden ruhig und sorglos in ihr Geschäft geeilt waren, oder mit einem Arm voll Bücher den Weg ins Gymnasium eingeschlagen hatten, lustig, den Freund an der Seite, voll rotwangiger Gesundheit; während vielleicht nur die eine Angst ihre ungebrochene Lebensfreude trübte, vor dem gestrengen Professor eine algebraische Formel entwickeln oder Xenophons Hinaufzug der 10 000 richtig übersehen zu können. Und jetzt hatten sie die ungeheure Sorge des ganzen Vaterlandes zu der ihrigen gemacht und auf ihre Schultern genommen. Aus der Lehr traten sie unvermittelt in die Wehr, aus dem Werden in die Vollendung. Erst lernten sie Geschichte in heikem Bemühen, jetzt machten sie Geschichte in blutiger Tat. Im Frieden glaubte mancher Kathedermann, einen Unnutz fürs Vaterland in seinem Schüler zu haben; jetzt weckte die Mobilmachung wertvolle, beste Kräfte in die Tiefen der jugendlichen Seelen. Nie waren sie mit solcher Begeisterung in die Arena der Kufen gestiegen, wie jetzt in das blutige Feld der Schlachten. „Ich konnte mich keines ungestümen Verlangens zum Eintritt in das Heer garnicht mehr erwehren“, hat mancher Vater von seinem Sohne gestehen müssen. Und wahrlich! Das war nicht das schlechteste Zeugnis, das dem Jungen ausgestellt wurde. Die große Zeit hatte ihn selbst groß gemacht. In kleinen Geschehnissen, unansehnlich floß das Leben der jungen Leute im Frieden dahin. Sie lebten für sich und wurden daher nicht beachtet; denn der Egoismus ist die kleinste der Welten, die es gibt. Sie verzehrten ihre blühende, frohende Kraft in der Befriedigung alltäglicher Geringfügigkeit und ihre Sehnsucht stürzte sich auf Nichtigkeiten und Sünden. Da kam der Krieg und gab ihrem Sehnen das Ziel, den Riesenkampf des Vaterlandes gegen eine Welt von Feinden mitzutreten. Er riß sie heraus aus ihrem kleinlichen Alltagsgetriebe und stellte sie in weltarohes Geschehen. Ihre Lebensgeschichte wurde zur Weltgeschichte und ihre Taten flossen zusammen zu einem Heldengedicht. Jetzt war die Stunde gekommen, wo die jugendliche Begeisterung, fürs Vaterland zu kämpfen bis in den Tod, ihre Feuerprobe bestehen sollte. Jene patriotische Opferlust, die ihren Anweg nahm in jener Stunde, die ein wortgewaltiger und persönlich ergriffener Geschichtsprofessor zur Zeichnung des Leonidascharakters, einer Hannibalseele, eines Hermanngeistes ausnützte. Ob die klassischen Studien noch eine Fernwirkung auf die Freiwilligen des Krieges 1914 ausüben würden oder ob die Realisten Recht behielten, die den Wert der humanistischen Fächer verkleinern oder leugnen wollen? Nun aber bestanden die Freiwilligen die Feuerprobe! Jenes Regiment, das an diesem trübten Novembervorgen an meinen Augen vorbeimarschierte, war eines von den Freiwilligentruppen, die, nach dem Berichte der deutschen Heeresleitung, unter dem Gesänge: „Deutschland, Deutschland über

alles" in die vordersten Linien des Feindes brachen. Sie waren dem Feuer entgegengelassen wie einem wilden Tiere, das sie auf die Knie zwingen wollten. Sie waren dem Tode entgegen gestürzt und hatten ihm zugerufen: „Tod, wo ist dein Sieg? Wir haben dich besiegt.“ Wahrlich! Viel Gewaltiges lebt, doch nichts Gewaltigeres als der Mensch! Wer vor solchen Schrecken nicht kehrt macht, der zeigt eine Willens- und Geisteskraft, die den Tod überdauert. Diese Helden überwand den Tod durch ihren Geist. Wenn auch die Leiber von den tödlichen Kugeln getroffen wurden, nicht kann getötet werden der Wille, das innere Leben, das das schwache Gefäß des Leibes der widerwilligen Granate entgegentrieb. Wer sein Leben hingibt, wird es gewinnen. Wenn ich auch viele unserer Freiwilligen nicht mehr aus der Schlacht zurückkehren sah, ich stimmte doch am Abend jenes fürchterlichen Tages den Triumphgesang des ewigen Lebens an, auf das die deutsche Jugend wie mit Feuer getauft worden war.

*

Von unseren Kriegshunden.

Auch der Hund ist ein Krieger geworden. Er dient nicht nur mehr der Polizei bei ihren Nachforschungen; er ist auch als Sanitätshund und bei der Aufklärung des Vorkriegslandes hervorragend tätig. Die Berichte über die Einwirkung der Sanitätshunde sind sehr lehrreich und fesselnd zu lesen. Sie zeigen zweierlei: Erstens, daß der Hund ganz hervorragende Eigenschaften entwickelt und infolge dessen erstaunliche Dienste tut. Das wird aber zweitens auch den Lehrern verdankt, die einzig mit unerlöschlicher Geduld und Güte zum Ziele kommen. Alle andere Dressur taugt auch sonst nichts. Mit Recht sind daher auch schon mehrere Führer mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Dies umsomehr, weil mit der Geschicklichkeit Sicherheit und Magemut zusammengehen muß. Wir greifen aus der Fülle an Mitteilungen einige Erfahrungen letzter Zeit heraus. Ein Führer schreibt:

„Am 17. September trafen wir in B. ein, wo sich das Generalkommando des . . . Armeekorps im Quartier befand. Meldung beim Generaloberarzt; dieser war sehr erfreut, daß nun endlich die Hunde eingetroffen. Wir wurden sofort der 1., 2. und 3. Sanitätskompanie zugeteilt. Die 1. und 3. Kompanie verblieb in B. Ich kam mit drei der Hundeführer zur 3. Kompanie, und wir sollten am selben Abend noch arbeiten, wurden aber vom Kompanieführer, Herrn Rittmeister V., zurückgeschickt, da nur übersichtliches Gelände abzuluchen war. Am nächsten Tage trat die erste Sanitätskompanie in Tätigkeit und hatte gleich in der ersten Nacht gute Erfolge. — Am 26. September war 2 Uhr nachts Abmarsch; den ganzen Tag über auf den Weinen und abends auf dem Schlachtfeld. Wir muhten unsere Hunde an der Leine arbeiten lassen, da wir bis 400 Meter an die französische Stellung herangingen. „Treu“ (mein Hund) fand in kurzer Zeit 5 Schwerverwundete und 2 Leichtverwundete. Diese würden sicher nicht gefunden worden sein, da sie sich verkrüppelt hatten und sich schon seit 1½ Tagen in dieser Lage befanden. Kallmeyer fand durch seinen Hund 6, Koppel und Wendt je 3 Verwundete in schwierigstem Gelände. Die Glocken an den Hundenden muhten entfernt werden, ebenso durften die Hunde unter keinen Umständen bellen, da durch das geringste Geräusch wir selbst und unsere Kameraden wegen der kurzen Entfernung bis zur feindlichen Stellung in die schwerste Lebensgefahr gebracht worden wären. Es war dies angesichts der überraschend nahen Feinde, die, wie bekannt, schonungslos auf alles schließen, keine leichte Arbeit, da unsere Hunde überaus temperamentvoll sind. Die letzten Nächte arbeiteten wir bei klarem Himmel und Halbmondschein. Unsere Anrisse waren daher bei Ueberschreiten selbst geringer Geländehindernisse für den Feind selbst aus weiter Entfernung sehr gut bemerkbar, und wir hatten das Vergnügen, mit allerdingens wirkungslos Granatfeuer beschützt zu werden. Trotzdem führen wir unsere Aufträge ohne Zögern aus, da man selbst die größte Gefahr gewohnt wird. Die Herren Offiziere der Kompanie sowie unser Herr Oberstabsarzt sind mit der Tätigkeit der Sanitätshunde sehr zufrieden.“

Von einem anderen Führer wird berichtet, daß er mit seinem Hund bereits 58 Verwundete aufgefunden hat; und wenn man bedenkt, daß die Hunde erst dann zur Suche verwendet werden, wenn die Sanitätsoldaten schon die sichtbar liegenden Verwundeten fortgeschafft haben, so darf man annehmen, daß diese allein von einem Hunde gefundenen 58 Verwundeten vor dem sicheren Tode gerettet worden sind.

*

Aus dem Buche der Natur.

Von der angeblichen Dummheit des Esels. Der zahme Esel, schreibt Scheitlin in seiner Tierseelenkunde, ist

eben gescheit als dumm; nur ist seine Gescheitheit nicht so autmütig als die des Pferdes, mehr Lücke und Schlaubeit, und drückt sich am stärksten durch Eigenwillen oder Eigensinn aus. Jung, obgleich von einer Klavin geboren, ist er sehr munter, und liebt possierliche Sprünge, wie alle Kindheit, ahnt, wie auch das Menschenkind, sein vielleicht gräßliches, trauriges Schicksal nicht. Ist er erwachsen, so muß er ziehen und tragen und läßt sich gut dazu abrichten, was auf Verständnis deutet; denn er muß in den Willen eines anderen Wesens, in den eines Menschen, treten. Das Kalb ist hierzu niemals verständig genug, und sogar das Pferdefüllen merkt anfänglich nicht, was man eigentlich mit ihm will. Wie geduldig aber auch der Esel seine grobe Last trägt, er trägt sie doch nicht gern; denn sobald er entlastet worden, trollt er sich gern auf dem Boden herum und schreit sein schreckliches Geheul heraus. Es muß ihm ein musikalischer Sinn völlig mangeln. Seine Ohren deuten wirklich etwas Besonderes an. Sein Schritt ist außerordentlich sicher. Etwa einmal will er schlechterdings mit dem Wagen nicht von der Stelle, und etwa einmal nimmt er Reißaus. Man muß immer auf seine Ohren sehen; denn er spielt fleißig mit ihnen und drückt, wie das Pferd, seine Gedanken und Vorsätze durch sie aus. Daß er die Prügel verachtet und kaum durch sie angetrieben wird, deutet einerseits auf Eigensinn, andererseits auf seine harte Haut. Seine Wärter kennt er wohl; davon aber, daß er, wie die Pferde, Anhänglichkeit an ihn gewinnen, ist nicht die Rede. Doch läuft er auf ihn zu und besetzt einige geringe Distanzen. Auffallend ist an ihm die Empfindlichkeit für die erst von fern herannahende Witterung; er hängt entweder den Kopf, oder er macht muntere Sprünge. Sein Gesichtsausdruck ist sehr ausgezeichnet und nur höchst selten durch den Finfel wiedergegeben worden. Fast immer vermischt man in den Bildern das eigentlich Eselige. Seine Kopfform ist der des Pferdes sehr ähnlich, aber sein Blick ist von jenem des Rosses bedeutend verschieden.



Luftige Ecke.

Ein Bauer hatte in der Erntezeit großen Bedarf an Ausbülfräften. Eines Tages stellte sich ein Mann ein und fragte, was er zahlen wolle. „Ich werde Ihnen zahlen, was Sie wert sind,“ antwortete der Bauer. Der Mann kratzte sich eine Minute lang den Kopf und sagte dann in bestimmtem Tone: „Ich will mich hängen lassen, wenn ich dafür arbeite!“

Das Telephon ertönte, und der Kontorbote trat zum Seniorchef und meldete ihm: „Eine Dame wünscht Sie zu sprechen.“ Der Seniorchef nahm den Hörer auf und stand mehrere Minuten am Telephon. Dann legte er den Hörer hin und begab sich wieder an seinen Schreibtisch. Zwanzig Minuten später hob er den Hörer wieder auf, sprach einige Worte, hängte ihn an und klingelte ab. Dann wandte er sich an seinen Sozials und bemerkte zur Erklärung: „Es war meine Frau. Sie redete immer noch und hatte mich nicht vermisst.“

„Heute morgen habe ich zehn Mark gemacht, Papa.“ — „Das ist recht, mein Sohn. Es freut mich zu sehen, daß du erlaunt hast, daß man sich von der Unterstützung durch den Vater unabhängig machen muß. Wie hast du sie gemacht, mein Junge?“ — „Ich habe sie von Mutter geborst!“

Er: „Sind Sie aberlaubisch? Ich werde Sie mal auf die Probe stellen.“ — Sie: „Durchaus nicht.“ — Er: „Dann würden Sie also einverstanden sein, mich an einem Freitag zu heiraten?“

„Ich möchte wissen, warum B. nicht heiratet?“ — „Wahrscheinlich hat er noch nicht das verkehrte Möbel gefunden.“

„Gnädige Frau,“ sagte der Doktor, „Ihnen tut mehr Bewegung not. Warum geben Sie nicht jeden Tag vier oder fünf Meilen spazieren?“ — „Damit die Leute denken, wir hätten nötig gehabt, unser Auto zu verkaufen? Lieber nicht!“

